

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Grunauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Wegmüde.

Die Wälder so still und die Ferne so leer,
So grau der Himmel darüber her.
Und in der Seele zerrissen und tot
Das bißchen Glück, das die Liebe mir bot.
So müd, so müde mein schleppender Gang,
Und der Weg, den ich wandre, wie lang, wie lang . . .

Auf dem Posten.

[Fortsetzung.] Original-Novelle von Ph. Laicus. [Nachdruck verboten.]

„Es geht etwas los,“ sagte der Jäger Diebold, jetzt Masrur, das Schwert der Rache. „Wir gehen direkt auf den Pulverturm. Durchlaucht hat sich den Rapport geben lassen. Der Theobald hat die dritte Nummer und steht von elf bis Mitternacht. Wo ist denn Resi?“ — „Die ist drüben bei Sammers; die Frau hat nochmals einen Anfall gehabt.“ — „Gute Nacht! Ich muß fort.“ — Masrur ließ seine langen Beine ausschreiten, und wandelte bald wieder in der ordonanzmäßigen Entfernung hinter dem Kalifen und seinem Bezier. Das Wetter schien sich ändern zu wollen. Der Mond bekam einen Hof, und es wurde zusehends dunkler, während die drei nächtlichen Wanderer einsam jetzt die einsame Straße zogen. Das Städtchen lag hinter ihnen, und vor ihnen, kaum fünf Minuten entfernt, erhob sich ein niedriger Turm, von einigem Gemäuer umgeben, dessen spitzißes Dach sich klar am Himmel abzeichnete. Man hörte den taktfesten Schritt einer Patrouille; es war die Ablösung, welche von dem vorgeschobenen Posten zurückkehrte. „Das ist der Pulverturm,“ sagte Fürst Wolfram, auf die Gebäulichkeiten deutend. „Aber ich sehe keinen Posten, Masrur!“ Der Gerufene war augenblicklich zur Stelle. „Der steht seit einigen Tagen auf der anderen Seite beim Tor.“ — „Richtig, man hat es mir gemeldet, halte Dich in der Nähe versteckt. Kommen Sie, Baron.“ Beide bogen von der



Der Tierbändiger. Nach dem Gemälde von C. von Bergen.

am Ende doch lieber der Kunde melden.“ — „Er war so groß und breitshulterig, wie mein Vater! Ja, wahrhaftig, wenn ich nicht wüßte, daß er heute Nacht Dienst beim Fürsten hätte, ich hätte gemeint, er wär's.“

„Nun, man sagt vom Fürsten,“ meinte Theobald nachdenklich.

„Ach, glaub' doch nicht, was die Leute reden. Man sagt viel. Der Fürst sitzt daheim und spielt Tarock, oder liegt im Bett und schläft; bei dieser Kälte geht niemand aus, der nicht eben muß, als höchstens ein närrischer Engländer. Nun, wofür bekommst Du denn das Geld?“

„Das weiß ich eigentlich selbst nicht. Sie kamen den Festungsweg her, und da wies ich sie fort; sie wollten nicht gehen, und da wurd' ich grob. Schließlich sind sie doch gegangen, und haben mir die drei Goldstücke auf den Stein dort gelegt. Ich verstehe es kaum.“

„Das weiß ich auch nicht. Sie fanden vielleicht Gefallen an Dir, und was sind einem Lord drei Dukaten.“

„Um so mehr sind sie uns. Die nimmst Du jetzt, Kesi, und bringst sie meiner Mutter, die wird sich freuen, wenn sie das Geld sieht. Laß mich noch den Rest austrinken, dann gehe mit Gott, die Kunde könnte kommen, und das gäbe Unannehmlichkeiten.“

Das Mädchen reichte dem Grenadier den Krug, den dieser vollends leerte. „Weißt Du, Theobald,“ sagte plötzlich das Mädchen, bring' doch lieber das Geld Deiner Mutter selbst, mache Dir

ist's . . .“ — „Vorwärts; Du könntest schon wieder da sein!“ — „Sieh' auf der Landstraße nach der Laterne!“

Leichtfüßig sprang der Grenadier einen zwischen Gestrüpp sich hinziehenden Fußpfad entlang, der ihn binnen weniger Minuten an die Hinterstube des von seiner Mutter und seiner Schwester bewohnten Häuschens führte.

Das Mädchen indes ging, die Flinte im Arm, die Grenadiermütze auf dem Kopfe, und den schweren, die ganze Gestalt bis zu den Fersen einhüllenden Nachtmantel auf den Schultern, nach der Vorderseite des Pulverturmes, von wo aus man die Landstraße eine gute Strecke weit übersehen konnte.

Kesi war keineswegs furchtsam, sonst wäre sie nicht herausgekommen, und würde ihrem Geliebten ein solches Anfinnen gestellt haben. Gleichwohl hatte sie ihren Mut ein wenig überschätzt. Es ist ein großer Unterschied, ob man nach einem bestimmten nahegelegenen Ziele in der Nacht geht, oder ob man einsam in der Nacht dasteht, und den Erzeugnissen einer aufgeregten Phantasie nachhängen kann. Jedes feine Geräusch regt die Nerven auf, und eine Fledermaus, die herumhuscht, jagt einem Todeschrecken ein. Dazu war der Mond längst verschwunden. Der Schnee gab zwar noch ein gepiffes fahles Licht; doch war die Dunkelheit um vieles größer, als damals, wo sie den Weg zum Pulverturm übernahm.

Und die Zeit wurde ihr, während ihr Herz zu klopfen begann, recht lang. Theobald war noch nicht daheim, als sie bereits zu glauben anfang, er könnte jetzt beinahe wieder zurück sein. Kurz,

das einsame Postenstehen um Mitternacht nahm sich ganz anders aus, als es ihr vor wenigen Augenblicken, da sie den Grenadier heimgetrieben, erschienen. Sie fing an, ein Liedchen zu summen. Da glaubte sie Schritte zu hören. Man hört Schritte weit in der Nacht namentlich, wenn der Boden gefroren ist. „Ah,“ dachte sie, „Gott sei Dank, das ist Theobald,“ aber nein, man unterschied mehrere Tritte, jetzt auch leise Stimmen.



In der ungarischen Puszta. Nach dem Gemälde von J. Bergmann.

die Freude, und siehe, wie sie sich darüber freut.“ — „Der Korporal läßt mich ja nicht hin; ich hab' ihn nur für ein Viertelstündchen gebeten; er tut's nicht. Das ist eine Veranstaltung vom Kranz, der mich auf dem Zuge hat. Was könnte es sonst schaden.“

„Geh' nur jetzt, ich stehe so lange Posten.“

„Warum nicht gar! Mädchen!“ rief der Grenadier lachend.

„Es ist ja ganz in der Nähe; Du gehst da den Nebenweg hinter den Häusern, in zwei Minuten bist Du dort; legst Deiner Mutter die drei Dukaten aufs Bett, hörst, was sie dazu sagt, und kommst wieder.“

„Es wäre gar schön,“ meinte der Soldat, dem der rasch genossene Wunsch den Kopf ein wenig verwirrt gemacht.

„Wenn die Kunde kommt, muß sie aus der Stadt kommen,“ fuhr Kesi eifrig fort. „Wir können ja die Laterne auf der Straße kommen sehen. Ich will schauen, Du läufst, was Du kannst; sehe ich die Laterne, dann pfeife ich, und Du bist eher zurück, als die Kunde hier ist. Die paar Minuten werden schon herumgehen; her mit Mütze und Mantel, ich stehe für Dich so lange.“

Inzwischen hatte das Mädchen schon die Grenadiermütze aufgesetzt, und nahm ihm eben den Mantel ab.

„Kesi, Kesi!“ sagte Theobald, der halb betäubt alles mit sich machen ließ, „wenn das herauskommt, bekomme ich die Kette!“

„Aber es kommt nicht heraus! Marsch, nun fort, Du sollst sehen, wie ich meinen Mann stelle! Ich will es keinem raten, den Pulverturm anzugreifen. Halt! Werda! Ich schieße!“ — „Nun meinettwegen! Komme denn über mich . . . aber eine Dummheit

Wichtig! Da tauchten aus dem Dunkel zwei Schatten auf. Die Kunde war's glücklicherweise nicht. Es war keine Laterne dabei, auch gingen die Schritte nicht im Takt. Aber der weibliche Posten hielt es für geraten, sich einstweilen hinter den Pulverturm zurückzuziehen, und den Schatten Gelegenheit zu geben, unangefochten trotz der sonderbaren Stunde die Landstraße entlang weiter zu wandern.

Aber o Graus! Am Pulverturm verstummt das Geräusch der Schritte, dafür hört Kesi ganz deutlich eine Stimme: „Hier ist's, wo der Weg abbiegt.“

„Nie mehr in meinem Leben verleit' ich einen Grenadier, daß er mir seinen Posten überläßt,“ murmelte Kesi zwischen den Zähnen und drückte sich in eine Ecke des Gemäuers. Thretwegen konnten die beiden die verbotenen Festungsweg wandern. Sie gelobte sich, dieselben nicht aufzuhalten.

„Der Posten ist ja nicht hier,“ sagte der Größere der beiden, der eben auf dem Plane erschien.

„Doch, doch, Kalif, da hinten steht er. Er wird uns wohl noch kennen. Darum ruft er nicht an.“

Der Größere trat auf Kesi zu, die in der Verzweiflung das Gewehr vorstreckte, und „Halt, werda!“ rief.

Bei dem Ton dieser Stimme streckte plötzlich der „Baumlange“ dritte, welcher Kesis Vater an Wuchs und breiten Schultern gleich, den Kopf hinter einer Ecke hervor, wo er feither im Dunkel gesanden, und schielte mit einer Wiene unsäglich Verdrußtheit nach dem Grenadier hinüber. (Fortsetzung folgt.)

Der Kristallpokal.

Skizze von Nelly Smart.

(Nachdruck verboten.)

Sie sah reizend aus, wie immer, die blonde Witwe, als sie ihren Gast bewillkommnete, ohne sich von ihrem Kaminstuhl zu erheben. Nur das schmale Köpfchen wandte sie ein wenig.

„Nehmen Sie Platz, lieber Freund,“ sagte sie. „Es ist heute angenehmer als je, sich vom Feuer bestrahlen zu lassen; dieser kalte Nebel dringt förmlich durch die Wände hindurch.“

„Außerdem sieht es sehr gut aus,“ sagte der Baron ein wenig ironisch, indem er Lydias Fingerspitzen küßte.

„Ja, ganz richtig. Man sieht so vorteilhaft aus in der roten Beleuchtung.“

„Sie sehen immer vorteilhaft aus, gnädige Frau.“

Das Klang durchaus nicht banal, aber ein bißchen trocken, und unter dem braunen, ein wenig hängenden Schnurbart zuckte es kaum merklich.

Lydia ärgerte sich zuweilen über die feinen Linien dieses Mundes, die so überaus sensitiv schienen, wie die eines jungen Mädchens. Dabei war der Baron schon am Ende der Dreißiger und ein welt-erfahrener und gefester Herr. Man sagte ihm nach, daß er in seiner stillen Gelehrtenstube ein wenig absonderlich geworden sei. Allein Lydia ließ das nicht gelten. Sie wußte, daß er einfach „nicht alltäglich“ war und noch dazu ein spezielle, unvergleichliche Tugend besaß: er liebte sie über alles.

„Sortense war hier,“ sagte Lydia, nachdem der Baron ihr gegenüber Platz genommen hatte. „Denken Sie nur — beinahe hätte sie mir den Pokal zerbrochen!“

Forstend betrachtete sie während dieser Worte den Baron, der sichtlich erschrak.

„Den Pokal!“ sagte er. „Aber, wie kam denn das? Da oben auf dem Kaminsims steht er doch so sicher!?“

„Sortense ist so hastig in ihren Bewegungen! Und dann — Sie wissen doch, sie lacht Sie aus mit Ihrem Aberglauben. Beinahe möchte ich glauben, daß sie absichtlich den Pokal streifte — und einen Sprung hat er doch schon.“

„Ja, den hat er,“ murmelte der Baron nachdenklich. „Gerade wie mein Herz! Aberglauben nennt die gute Sortense das? Nein“ — setzte er sinnend hinzu —, „Aberglauben ist es nicht, aber ein Symbol.“

Er erhob sich und nahm vorsichtig das Kristallglas in die Hand. Es war alte, schwedische Arbeit. Dann sagte er leise, indem er den Pokal betrachtete: „Als ich Ihnen in einer stillen Stunde die Geschichte meiner Jugendliebe erzählte, und daß durch den Verrat meines Freundes, der mir die Braut stahl, für alle Zeiten ein Riß in meinem Herzen zurückgeblieben sei, da tat ich es in dem Vertrauen, Sie würden niemand erzählen, was ich Ihnen anvertraut hatte.“

„Ich habe Sortense Ihre Geschichte nicht erzählt! Halten Sie mich denn für indiscret?“

„Verahre, nur für ein wenig unbedacht. Warum sagten Sie Sortense, daß ich Ihnen das Glas mit der bedeutungsvollen Bemerkung gab, es gleiche meinem Herzen?“

„Mein Gott, Sortense ist doch meine Freundin! Sie neckt mich ein wenig mit meiner Freundschaft für Sie — wie übrigens andere auch. Niemand glaubt ja, daß Sie mich wirklich lieben.“

„Warum nicht?“

Lydia errötete jäh. Um keinen Preis hätte sie eingestehen mögen, daß man sich darüber wunderte, warum denn nicht eine formelle Verlobung aus dieser längst schon bekannten Herzensfreundschaft würde. Die Welt glaubte, das läge an ihr, die sich um der lieben Freiheit willen nicht noch einmal verheiraten wolle. Sie mochte niemand sagen, daß der Baron bisher die entscheidende Frage noch nicht ausgesprochen hatte. — Sie kannte ihn ja! Er war eine zögernde Natur. Er war ängstlich, ob auch seine Ehe mit der lebenslustigen Frau eine glückliche werden würde. Doch seine Liebe war ja so groß — Lydia kannte ihre Macht! Sie wußte, daß man nie aufhörte, sie zu lieben, wenn man einmal damit angefangen hatte.

Glücklich werden! Natürlich würden sie glücklich miteinander werden! Er liebte sie — sie war ihm gut — er gehorchte ihren Befehlen — wenn sie ihn nur anlächelte, war er schon selig — also, wozu die Bedenken. Seine übergroße Sensibilität, wie sie sein einer Goldwage gleichendes Taktgefühl und seine Herzensgüte nannte,

wollte sie ihm schon abgewöhnen. Diese Sensibilität paßte zu ihrem Begriff von Männlichkeit nicht.

„Warum nicht?“ wiederholte der Baron. „Warum glaubt man nicht, daß ich Sie wirklich liebe?“

„Weil — du lieber Himmel — vermutlich, weil Sie anders sind als andere Leute — Uebrigens — es ist möglich, daß ich mich verheirate.“

„Lydia! Warum quälen Sie mich! Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie ohne Liebe nicht noch einmal heiraten wollen?“

„Nun, vielleicht — liebe ich einen!“

Der Baron kannte die Frauen. Er wußte, daß sie ihn nur necken wollte; aber mit einem Male packte ihn die Angst, daß nun doch vielleicht ein anderer ihm zuvorkommen könnte!

Deshalb sagte er stockend, während er auf den Teppich starrte: „Ich habe eine wichtige Frage an Sie, Feuerste. Darf ich in einigen Tagen — Sonnabend vielleicht — kommen und sie Ihnen vorlegen?“

Ein Blitz von Ironie zuckte um die blaugrauen Augen der schönen Frau. Aber sie war klug und geduldig. Jetzt, da endlich der entscheidende Moment nahte, wollte sie nicht durch ein spöttisches Wort alles verderben. Deshalb sagte sie — nicht ironisch, wie sie es fühlte, sondern sehr sanft: „Welch ein schwerer Entschluß es für Sie sein muß, armer Freund, mich etwas Wichtiges zu fragen! Uebrigens bin ich Sonnabend zu Hause und werde Sie erwarten. Nur ein Wort noch vorher: Was würde geschehen, wenn ich mich mit — mit einem anderen verheiraten würde?“

„Sie würden mir das Herz zerbrechen,“ sagte der Baron, indem er sie ernsthaft anblickte. —

Am Sonnabend kam Sortense mit einem ganzen Sack voller Neuigkeiten. Der Baron habe ein wunderschönes Perlenkollier gekauft, sie sei gerade zu dem Juwelier hineingekommen, als er hinausging. Und „der andere“, ein langjähriger Verehrer Lydias, der sich schon zwei Körbe bei ihr geholt, habe erklärt, Lydia sei ja schon jetzt die Sklavin des Barons; ja, ja, so habe er gesagt, und das werde noch viel schlimmer werden, wenn sie erst einmal verheiratet seien. — Und endlich — der Kristallpokal sei eine lächerliche Mythe in der Gesellschaft geworden. Man wisse, daß ihn Lydia stets selbst abstaube! Das berühmte Glück von Edenhall sei gar nichts dagegen! Alle Welt mokiere sich über dieses Ding, das ja der reine Fetisch sei.

Lydia wurde dunkelrot vor Aerger.

„Ich werde diesen Schwärmern zeigen, wie sehr sie sich irren. Der Baron ist mir so ergeben, daß . . . daß — — morgen früh kannst Du kommen und Dir die Scherben des Pokals ansehen.“

„Aber Lydia! Ich an Deiner Stelle würde es nicht riskieren! Denke doch, wie empfindlich in seinem Zartgefühl der Baron ist. Wenn Du ihn verletzest . . .“

„Er liebt mich,“ sagte die schöne Frau siegesgewiß. „Er muß beizeiten lernen, meine Eigenart über die seine zu stellen.“ — — —

Um fünf Uhr stand der Baron vor Lydia. Er hatte ihr soeben nochmals gesagt, wie sehr er sie liebe, und daß er hoffe, die innigste Harmonie werde in ihrem Leben herrschen. Dieses Leben mit ihm zu teilen, bäte er sie hiermit.

„Aber, lieber Freund,“ sagte Lydia, beglückt und unmutig zugleich, „Sie müssen dann auch aufhören, mich zu tyrannisieren. Sehen Sie, zum Beispiel die Geschichte mit Ihrem Gözen, dem Pokal — da — wir wollen einmal sehen, ob Sie mich wirklich lieben —!“

Krachend fiel der Pokal auf das Parkett, in hundert Scherben und Splitter zerbrechend.

Der Baron erbleichte. Schlimmer als das zerschmetterte Glas hatte ihn der lauernde Blick getroffen, mit dem Lydia ihn angeblickt hatte, als sie ihre „Probe“ machte. In diesem Blick lag Härte, — ja Bosheit.

Ohne einen Augenblick zu zögern, griff der Baron nach seinem Gut. „Wie schade!“ sagte er leise und traurig. „Aber ich sagte es Ihnen ja vorher! Nun haben Sie mein Herz zerbrochen. — Leben Sie wohl!“ Und indem er die Tür öffnete, fügte er hinzu: „Wir paßten wohl doch nicht zueinander.“

Im nächsten Augenblick schloß sich die Tür hinter ihm.

Glaub es nicht.

Die Menschen richten nach dem Schein,
Der doch der Wahrheit oft so fern;
Sie schauen nicht ins Herz hinein
Und doch verdammen sie so gern!

Gilts, einen Schatten zu erspähn,
Wie sind die Blinden so geschick!
Allüberall nur Schlimmes sehn,
Das ist die Weisheit unsrer Zeit!

Drum dringt so viel an unser Ohr,
Das leicht ein zweifelnd Herz besticht;
Du aber, schwinde dich empor;
Was sie auch reden, glaub es nicht.



Handarbeiten. Nach dem Gemälde von A. Hoflinger.

Sie sah, wie tief das weiße Haupt vor ihr sich neigte, und fuhr weicher fort: „Und nun lassen Sie uns in Frieden scheiden, Frau Gräfin — für immer! O, keine Bitte mehr! Ich kann nicht mit Ihnen gehen — ich kann nicht, selbst wenn ich's wollte! Mein ferneres Leben liegt klar vor mir; wollte ich es noch jetzt in der ersten Stunde ändern, schlage ich denen ins Gesicht, die mich einst voll Erbarmen an ihr Herz retteten, als ich versinken wollte in Schmach und Verzweiflung.“

Sie neigte sich und ergriff die Hand der Greisin. „Und nun leben Sie wohl! Denken Sie meiner ohne Sorge, Sie können es getroßt!“

„Aber der Flügel, Felicitas — Fredys Flügel?“

Die blassen Lippen des Mädchens zitterten wie im Krampf, und doch sprach sie fest: „Ich gebe ihn von mir, weil ich die Brücken hinter mir abbreche, weil ich keine Erinnerung mit hineinnehmen darf in mein ferneres Leben, wenn ich ihm und seinen Pflichten gerecht werden will!“

Sie lehnte den schönen Kopf wie zum Tode erschöpft an die Wand und bat: „Und nun lassen Sie diese Unterredung beendet sein! Denken Sie in Zukunft meiner wie einer Toten — einer Toten, die Ihnen vergeben hat.“

„O Dank, Felicitas, Dank für dieses Wort! Und nicht wahr, ganz darf ich die Hoffnung nicht schwinden lassen? Vielleicht kommt doch einst der Tag, an dem Du meiner denkst, wo Du zurückkehrst zu Deiner . . .“

Das Öffnen der Zimmertür übertönte das letzte Wort, der Diener erschien auf der Schwelle. „Frau Gräfin haben befohlen,“ sagte er ehrerbietig, auf seine Uhr zeigend. Er ließ die Türe offen, und seine Herrin schritt mit einem letzten Blick auf Fee hinaus, gebeugter wie sie gekommen.

Ich hatte mich während der Unterredung ans Fenster geflüchtet, und nun trat ich hinter der Gardine hervor und umschlang die regungslose Gestalt, die mitten im Zimmer stand, die Augen mit unbeschreiblichen Ausdruck auf das Bild der Mutter geheftet: „Wer war sie, Fee, die von Dir ging?“

„Meine Großmutter,“ sagte sie ruhig. „Und nun komm, Rätke, nun ist auch das Letzte abgetan, nun ist Felicitas von Frenk begraben und ich kann von ihr wie von einer Toten sprechen.“ Sie zog mich neben sich auf das Sofa, holte tief Atem und dann begann sie: „Du hast mich in Dresden gekannt, Rätke, Du weißt, wie ich geartet war, wie ich jeder Sache die lichteste Seite abzugewinnen mußte, und kannst Dir darum einen Begriff von der Glückseligkeit machen, die mein Herz erfüllte, als ich nun für immer bei den geliebten Eltern sein durfte. Ich hatte schwer unter diesem Getrenntsein gelitten, schwerer, als ich es mir merken ließ, obgleich ich mir sagte, daß die Eltern es nicht zu ändern vermögen, daß sie sich einem bitteren Muß fügen, wenn sie ihr einziges Kind in der Fremde von Fremden erziehen lassen. Ich ahnte, daß sie in Verhältnissen lebten, die meine Erziehung erschwerten. Sie hatten seit Jahren kein festes Heim, und ich war nicht mehr Kind genug, um zu glauben, daß sie solch Wanderleben aus Liebhaberei führten.“

Aber erst später, als ich wieder bei ihnen war, wurde mir alles klar, weichte mich meine geliebte Mutter in ihr Leben ein. Sie war Sängerin gewesen, eine berühmte, an der großen Londoner Oper angestellte Sängerin und hatte Papa in Berlin, wo sie kurze Zeit gastierte, kennen gelernt. In einem der vornehmsten Salons der preußischen Aristokratie war es gewesen. Die Berliner waren begeistert von der jungen, ideal schönen Künstlerin, deren Ruf ein unantastbarer war — sie trennte sich nie von ihrer Mutter, der Witwe eines englischen See-Offiziers — und man überschüttete sie, zu der kein Juwel, kein kostbares Schmuckstück Eingang fand, mit Blumen und mit Einladungen in die vornehmsten Kreise.

Papa, damals ein junger Offizier, war entzückt von dem anmutigen Wesen, welches sich so schlicht und mädchenhaft gab, als wäre sie keineswegs identisch mit der bewunderten Künstlerin, welcher halb Berlin allabendlich zujubelte, und die ihm in ihrer holden Natürlichkeit so ganz anders erschien, wie all die feinen, wohl-dressierten Adelsfräuleins seiner Bekanntschaft. Wahre Liebe war es, die Graf Frenk für die junge Sängerin empfand, die ihn bald nichts anderes denken ließ wie sie.

Und sie selbst? Ehe sie die Residenz verließ, war ihr Schicksal besiegelt, hatte sie Herz und Hand fürs Leben versagt. Daß ihr Verlobter hochgestellt und reich mit Glücksgütern gesegnet war, hatte auf ihr bräutliches Glück keinen Einfluß, weder im guten noch im schlechten Sinne. Sie fühlte sich durch die Kunst den Höchsten gleichgestellt und hatte schon manchen vornehmen Freier, für den ihr Herz nicht gesprochen, abgewiesen. Wie sollte sie daher ahnen, daß der Geliebte ihretwegen Kämpfe und Sorgen kennen lernen würde, ja, daß beide bereits riesengroß in seinen Weg gestellt? Er verheimlichte ihr seine Kümmernisse, erschienen sie ihm

wie eine Beleidigung, eine rohe Kränkung der geliebten Braut. Wenn sie ihm im Glanze ihrer Schönheit wie ein Fürstentkind gegenüberstand, fehlte ihm der Mut, ihr zu gestehen, wie seine Mutter — der Vater war seit drei Jahren tot — sein Geständnis aufgenommen, mit welchem Hohn sie von seiner „Adventure“ mit der „Theater-Prinzessin“ sprach.

„Ennuiere mich nicht länger mit dieser lächerlichen Ausgeburt einer unreifen Knaben-Phantastie!“ hatte sie ihm zugerufen. „Tändele mit der Komödiantin, schenke ihr ein paar blitzende Steine, worauf es ja schließlich bei solchen Personen hinausläuft; aber, bitte, suche Dir für Deine Tiraden ein anderes Publikum wie Deine Mutter; mir fehlt der nötige Humor dazu.“ Nein, er konnte nicht mit ihr davon sprechen, er kam auch gar nicht dazu in dem Glücksgefühl, welches ihn stets in der Nähe der Geliebten überflutete: er konnte sie nur anschauen und ihr zuflüstern, daß er bald, recht bald nach London käme, sie heimzuführen als sein Weib.

Er hielt Wort, rascher als er selbst gedacht. Schon nach kurzer Zeit schrieb ihm die Braut, daß ihre seit lange kränkelnde Mutter gestorben, sie nun allein, völlig schutzlos dastehe. Das fiel wie ein Feuerbrand in seine Seele und ließ ihn alles wagen und alles verlieren! Was half es ihm, daß er den stolzen Sinn beugte, daß er bei der Mutter bettelte um das Glück seines Lebens? Umsonst — die Antwort war beißender Spott, verächtliches Achselzucken. Er ging zu seinem Vormund — er war minderjährig — und bat um seinen Rat. Der hochgestellte Staatsbeamte — es war derselbe, in dessen Hause er die Braut kennen gelernt — war sichtbar betroffen. „Sie stellen mich vor eine schwere Entscheidung,“ hatte er geantwortet. „Ich kann Ihnen nicht zumuten, Ihrem Herzen Zwang anzutun, halte es sogar, wenn ich mich in Ihre Lage setze, für unmöglich, und doch, was soll ich Ihnen raten? Ihre Frau Mutter fürchte ich in dem gewünschten Sinne nicht beeinflussen zu können. Sie würde Ihnen im Falle einer Ehe keine Unterhaltungsmittel gewähren, Ihr väterliches Erbe ist, wie Sie wissen, kein beträchtliches . . .“ — „Aber ich habe, wie Erzellenz bekannt ist, aus Liebhaberei naturwissenschaftliche Studien gemacht, sollte mir das nicht die Zukunft ebenen helfen?“ — „Der Gedanke macht Ihrem Herzen und Ihrem Mut Ehre, lieber Graf,“ war die Antwort; „aber warum denn gleich an das Letzte, an den Notanker denken? Mein Rat ist der: verderben Sie durch jugendlichen Feuereifer nicht Ihre ganze Zukunft. Verhalten Sie sich vorläufig abwartend, die Zeit ist der beste Vermittler zwischen Ihnen und der Gräfin und auch — verzeihen Sie, junger Freund — der beste Prüfstein für Ihre eigenen Gefühle.“ — „Und indessen ist Ellen allein, schutzlos den Gefahren Ihres Berufes ausgesetzt? Nein, für mich gibt es kein Abwarten, kein Bedenken; mein Schicksal ruft mich fort, zu ihr!“

Schon nach kurzer Zeit betrat Graf Frenk den Boden Englands, enterbt, heimatlos und doch mit einem Herzen voll Glück und voll Vertrauen auf seine junge Kraft. Sein väterliches Erbe war ihm schon jetzt unbeanstandet ausbezahlt worden, und wenn es auch für seine bisherigen Begriffe und Bedürfnisse gering erschien, so war es doch ein namhaftes Sümmchen und reichte sicher zu einem behaglichen Neste. Und das hatte er bald gefunden: einen kleinen Landsitz, wie geschaffen für ein junges, glückliches Paar, und bald hielt ein solches seinen Einzug. Nach Jahresfrist wurde ich dort geboren, wo ich dann die ersten zehn Jahre meines Lebens zubrachte. Das war eine glückliche Zeit für uns alle. Meine Mutter hat mir oft gesagt, daß bis dahin auch nicht das kleinste Wölkchen den Himmel ihres Glücks getrübt hätte und daß sie sich für das gesegnetste Weib auf Erden gehalten. Dann aber kam ein Tag, der sie grausam aus ihrer Ruhe aufrüttelte. Papa mußte ihr eingestehen, daß seine Geldmittel zur Neige gingen, daß all sein Bemühen, sich durch geistige Arbeiten Hilfsquellen zu verschaffen, erfolglos geblieben. Erst jetzt erfuhr Mama, mit welchen Opfern ihr Besitz erkämpft war und nun erwachte ihre ganze Tatkraft, wurde das zarte Weib mit einem Schläge zur mutigen Gefährtin ihres Mannes.

Ihre auch in den Jahren der Muße sorgfältig gepflegte Kunst sollte helfen, unser Lebensschiff wieder flott zu machen, und so sehr Papa anfangs sich dagegen sträubte: die bittere Notwendigkeit wurde ihr bester Fürsprecher. Ich wurde in Pension getan — erst in England, später in Dresden — und Mama nahm unter ihrem Mädchennamen die künstlerische Laufbahn wieder auf. Sie hatte nichts von ihrer Kunst eingebüßt, im Gegenteil: ihr Talent und ihre Schönheit standen eben jetzt im Zenith, man jubelte ihr zu, wo sie erschien, und neben den Lorbeeren fehlte es nicht an klingendem Erfolg . . . Schon fünf, sechs Jahre harte sie, — freilich mit Unterbrechungen, die Papa, der sie stets begleitete, zur Schonung ihrer zarten Gesundheit verlangte — auf Kunstreisen zugebracht: noch kurze Zeit, dann konnte sie sich ins Privatleben zurückziehen,

war die Zukunft gesichert. Da — es war in Brüssel — traf sie das Verhängnis.

Sie war erkältet, der Arzt sowohl wie Papa hatten dringend Schonung angeraten, doch sie mehrte lächelnd alle Besorgnisse ab, sang vormittags in der Probe ihre Partie — es war die Undine in der Lorkingschen Oper; das Bild, welches dort hängt, Rätke, hat ein großer englischer Maler, welchen sie in dieser Rolle entzückte, gemalt — und fuhr abends ins Theater. Es war ein stürmischer Herbstabend, die Garderobe schlecht erwärmt, Frostschauer schüttelten sie in dem lustigen Nixen-Gewand — laß es mich kurz machen: als der Beifallssturm, der die berühmte Sängerin stets empfing, verhallt, Undine ihren Fubel, ihre Klagen hinausschmettern will, verjagt ihre Stimme, dringen nur heisere, gebrochene Laute aus der Kehle. Noch ein qualvolles, vergebliches Bemühen — der Vorhang fällt.

Als meine arme Mutter sich von dem entsetzlichen Ereignis etwas erholt hatte, wurde nichts unversucht gelassen, ihr das köstliche Gut, die verlorene Stimme wiederzugeben. Die berühmtesten Aerzte aller Länder wurden befragt, keine Kosten, keine Mühe gescheut, doch vergebens. „Ruhe, mehrjährige Ruhe für das kranke Organ“, war der Ausspruch Aller, „vielleicht tritt dann später eine Besserung ein“. Dieses mitleidige Vielleicht! Mama wußte es zu deuten, sie wußte, daß der goldene Viederborn für immer versiegt war, daß sie es aufgeben müsse, für die Zukunft ihres Kindes zu sorgen, und dieser Gedanke zehrte an ihrer Gesundheit, an ihrem Leben.

Ich ahnte von alle dem nichts, als ich wieder bei ihr war, als die Zärtlichkeit der Eltern mich umgab. Erst, als es wieder Herbst wurde, als die arme Stimme auch beim Sprechen heiser klang, böser Susen die Nachtruhe störte, schreckte ich auf und sah die bleiche Hand, die nach meinem Liebsten auf Erden griff. O, diese qualvolle Erkenntnis, dieses grausame Erwachen aus meinem Glückstraum! . . . Ich wich nicht Tag noch Nacht von ihrem Bette; ich war nicht fortzubringen von diesem Plage, ich hielt die geliebte Hand fest und lauschte auf jeden Laut, der aus der kranken Brust kam. In diesen Schreckenstagen enthüllte mir die Kranke ihr Leben, sprach sie von der Liebe zu ihrem Gatten und bat mich, ihm beizustehen mit meiner jungen Kraft, wenn er ihr Scheiden nicht ertragen zu können meine. „Ich bin geliebt worden, meine Fee, wie selten ein Weib auf Erden, aber so sehr dieses Bewußtsein mein Leben beglückt hat, so schwer macht es mir das Sterben. Ich fürchte, mein geliebtes Kind, Dein Vater erträgt meinen Verlust nicht und was soll dann aus mir werden, wer wird sich Deiner annehmen?“

Ich schluchzte laut auf: „O, Mutter, Mutter, sprich nicht so, Du zerreibst mir das Herz! Du wirst gesund werden, und ich will an Deiner Stelle sorgen, meine Gaben verwerten . . .“ — „Du willst Künstlerin werden?“ Die großen Augen in dem blassen Gesicht schauten mich angstvoll an, „meinst Du das, Fee?“ Sie richtete sich mit letzter Kraft auf und sprach heftig: „Schwöre mir, daß Du nie zur Bühne gehst, schwöre es, oder ich finde nie Ruhe im Grabe!“ Ich tat zitternd, was sie verlangte — was hätte ich nicht geopfert, nicht versprochen. Andern Tages kniete ich an ihrer Leiche.

Nicht wahr, Rätke, Du verlangst nicht, daß ich weiter in diesen Schmerzen wühlen, Dir schildern soll, wie Papa an dem Begräbnistage zusammenbrach, wochenlang im Nervenfieber lag und dann auch hinüberschlummerte in die Ewigkeit? In den wenigen lichten Augenblicken seiner Krankheit hatte er immer daselbe geflüstert: „Meine Mutter, Fee, Deine Großmutter! Gehe zu ihr, der verstorbene Sohn sagt ihr Lebewohl und schiebt ihr sein Kind, sein Kleinod, sie soll es ihm hüten!“ Meine Großmutter! Wie mich das Wort ergriff, wie es mich anheimelte, wie es mein einziger Trost war in meinem grenzenlosen Jammer! Die Großmutter! Meine Großmutter! Wie oft ich diese Worte vor mich hinflüsterte, wie die arme Weise Gott dankte, daß es noch einen Menschen in der weiten Welt gab, mit dem sie ein süßes Band verknüpft, mit dem sie sprechen konnte von ihren Toten . . .

Der Besitzer unserer kleinen Villa, in der wir als Mieter gelebt, besorgte den Verkauf desjenigen, was mir geblieben, nicht eben zu meinem Vorteil, wie ich später eingesehen. Es war wenig genug, was ich mein Eigen nannte — das letzte Jahr hatte fast alle Ersparnisse verschlungen — aber das bedrückte mich wenig, ich behielt das Bild meiner Mutter zum Andenken, und dann trat ich allein und schutzlos die weite Reise zu meiner Großmutter an.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, als ich in der Hauptstadt Preußens vor der gräßlich Zrnißschen Villa in der Tiergartenstraße stand, und es mag ein trüber Gegenfag gewesen sein, als ich in meinem schwarzen Trauerkleidchen schüchtern den blühenden, schön gehaltenen Vorgarten durchschritt. Im Vestibule lehnte nachlässig ein Diener in hellblauer Livree, der kaum seine Stellung veränderte, als ich herantrat. „Wen darf ich der gnädigen Gräfin melden?“ — „Komtesse Felicitas von Zrniß.“ Der Mensch fuhr zusammen, verbogte sich tief und ließ mich in einen, mit fast erdrückender Pracht ausgestatteten Raum eintreten. Er selbst schritt in ein Neben-

gemach, und ich hörte ihn sagen: „Komtesse Zrniß wünschen Frau Gräfin sprechen zu dürfen.“

Einen Augenblick blieb es totenstill, ich hörte nur das angstvolle Klopfen meines Herzens, dann rauschte es wie von seidenen Gewändern, und eine hohe, harte Stimme fragte: „Komtesse Zrniß — habe ich recht gehört?“ — „Zu Befehl, Frau Gräfin!“ Dann nach einer Minute des Schweigens: „Komtesse sind eine junge Dame in Trauerkleidung.“

Die Seide rauschte stärker, die Dame mochte sich erhoben haben. „Gehen Sie, Jean! Ich kenne keine junge Gräfin dieses Namens und bin für Fremde nicht zu sprechen!“ — „Sehr wohl, Frau Gräfin!“ Die Schritte des Lakaien kamen näher, ich lehnte zitternd an einem Sessel, da rief die harte Stimme: „Lassen Sie die Dame eintreten!“

Eine schwere Portiere wurde zurückgeschlagen und ich stand vor einer alten Dame, deren kalte, graue Augen mich durchbohrend ansahen. Meine Hände zitterten, meine Kehle war wie zugeschnürt, — sollte sie, sie meine Großmutter sein?“

Wie eine Antwort auf die bange Frage meines Herzens klang es an mein Ohr: „Ich bin die Gräfin Zrniß. Was ist Ihr Anliegen?“ — „Hat man denn meinen Namen nicht genannt?“ murmelte ich verstört. „Ich bin Felicitas Zrniß und bringe meiner Großmutter den letzten Gruß ihres toten Sohnes.“ Sie zuckte zusammen wie vom Blitz getroffen; in den harten Zügen arbeitete es gewaltsam. „Tot!“ stöhnte sie, „tot!“ Sie hatte die Hand über die Augen gelegt. Nach ein paar Minuten ließ sie dieselbe sinken und sprach hastig: „Also lebte er getrennt von der Person, schießt er sein Kind nicht ihr, sondern mir?“

Ich sah verwirrt auf. Von wem sprach sie denn? „Meine geliebte Mutter ist vor kurzem gestorben, Großmutter, und Papa konnte ihren Verlust nicht überleben, er folgte ihr bald.“ Die alte Frau richtete sich hoch auf, jede Spur von Erregung war aus ihrem Gesicht gewichen. „Ihr Vater scheint Sie nicht genügend orientiert zu haben, Fräulein,“ sagte sie schneidend, „sonst dürfte Ihnen der Mut fehlen, in so dreister Weise zu mir zu sprechen. Oder hat man Ihnen geraten, mich mit einem Theaterkoup zu überrumpeln, mir die Rolle der Großmutter oktroyieren? Gleichviel, Ihr Vater hörte auf, mein Sohn zu sein, als er diese wahnsinnige Verbindung — von der übrigens noch bewiesen werden muß, ob sie auf rechtmäßigem Wege geschlossen — mit der Komödiantin einging. Sie haben also weder ein Recht, meine Enkelin, noch Komtesse Zrniß sich zu nennen.“

Was war das? Was sagte die alte Frau? Ich wäre nicht ihre Enkelin, nicht Komtesse Zrniß? Ich sah sie verständnislos an, dann irrte mein Blick von ihrem steinernen Gesicht im Zimmer umher. Die hohen Rittergestalten, die Frauen in breiten Goldrahmen, die geschnitzten Tierköpfe an den Schränken und Truhen, ja selbst die Amoretten am Plafond stierten mich höhnisch an, sie lösten sich, sie kamen auf mich zu, immer rascher und rascher, ich wollte fliehen — hinaus — hinaus, brach aber besinnungslos an der Schwelle zusammen . . .

Als ich erwachte, es mochten Stunden vergangen sein, beugte sich ein Paar forschender Augen hinter blitzenden Gläsern über mich und eine fremde Stimme sagte: „Sagen Sie der Gräfin, daß ein Menschenleben auf dem Spiele steht, wenn sie das Kind in diesem Zustande fortschickt. Eine ernstliche Krankheit ist im Anzuge, ich komme abends wieder.“ Eine alte Frau mit schneeweißen Haaren unter einem ebensolchen Häubchen flüsterte etwas, ich wollte näher zu ihr hinsehen, da tanzten wieder Feuerfunken vor meinen Augen, wie Meeresrauschen tönte es an mein Ohr, ich verlor zum zweitenmal das Bewußtsein . . . Wochenlang lag ich so, bis ich eines Tages die matten Augen aufschlug und umhersah. Ich betrachtete meine Hand, die so merkwürdig weiß auf der Bettdecke lag, die Bilder an der Wand, die einfachen Mahagonimöbel. „Wo bin ich?“ murmelte ich. „Wo ist Mama?“ Eine kleine Frau mit einem guten, alten Gesicht erhob sich rasch aus ihrem Korbsessel neben meinem Bette. „Gottlob, da sind sie ja, die klaren, lieben Blauaugen!“ sagte sie, zärtlich meine Hand streichelnd. „Nun aber nicht sprechen — kein Wörtchen; hier ein Köffel von diesem Wein und dann wird das Kindchen schlafen, sich gesund schlafen.“

Ich tat es, ich schlief mich gesund — o, wie viele hundertmal habe ich gewünscht, es wäre nicht geschehen! — und dann kam allmählich die Erinnerung mit ihren Schrecken . . .

Als ich zum ersten Male aufgestanden war und bleich und matt in einem Sessel lehnte, stand plötzlich die Gräfin vor mir. Ich hatte sie nicht eintreten hören und wollte nun trotz meiner Schwäche aufspringen. Es gelang mir schlecht; ich sank wieder zurück und murmelte: „Verzeihen Sie, daß ich noch hier bin in Ihrem Hause. Noch heute will ich gehen.“ Frau Dorothee, meine Pflegerin, hob bittend die Hände und schluchzte: „Frau Gräfin, ach, Frau Gräfin!“ Ihre Herrin wies mit ausgestreckter Hand nach der Tür. „Ich wünsche keine Zeugen, Dorothee.“ Dann wandte sie sich an mich.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Hühnerfoteletten. Von fleischigen, jungen Hühnern löst man die rohen Brüste ab, wälzt dieselben erst in zerlassener Butter, dann in geriebener Semmel, darauf in geschlagenem Ei und wieder in Semmel, bratet sie in steigender Butter goldbraun und reicht sie zu Gemüsen oder Bratkartoffeln und Salat. Die übrigen Fleischteile der Hühner gibt man mit abgebrühtem Reis, einer Zitronenscheibe und 100 Gramm geriebenem Parmesankäse in 2 Liter kaltes Wasser, kocht sie langsam weich und gibt sie als einziges Gericht zum Abendbrot. Das Gerippe endlich wird zu Bouillonsuppen verwendet.

Feine Matronenspeise. Zutaten sind: 1/4 Pfund Matronen, 1/4 Pfund Zucker, 6 Eidotter, 1 Eßlöffel voll Weizenmehl und etwas Vanille. In eine tiefe Glasschale werden mit Rum angefeuchtete Matronen gelegt. Auf diese legt man eine Schicht eingemachte Früchte. Besonders geeignet sind: Saure Kirschen, Johannisbeeren, Preiselbeeren. Ueber diese Obflage gießt man sodann die folgende Creme, welche auch für sich allein wohl-schmeckend ist. Die 6 Eigelbe werden mit dem Mehl und mit etwas Milch verrührt. Sodann kocht man die übrige Milch mit Vanille und Zucker, rührt vorsichtig die Eiermasse dazu und läßt alles nur einmal aufkochen. Dann nimmt man die Masse vom Feuer, rührt sie jedoch beständig, bis sie fast erkaltet ist, und gießt sie sodann über die Früchte und die Matronen. Dieses Gericht ist sehr wohl-schmeckend.

Heißer Apfelschaum. Man bereitet auf gewöhnliche Art ein feines Apfelmus von geschälten Äpfeln, welches, nachdem es durch ein Haarsieb gerührt ist, noch einmal zum Kochen gebracht wird. Dann setzt man es zur Seite auf die Platte, damit es nicht mehr kocht, schlägt Eiweiß recht steif mit Zucker, zieht es sofort durch das Apfelmus und bringt es kochend heiß, am besten in einer Porzellan-Auslaufform mit Nidelrand, auf den Tisch. Entweder gibt man Chaudreau dazu oder reicht es noch besser ohne jede weitere Zugabe. Will man es verzieren, so streut man schneckenförmig immer eine Reihe gebrühter, aber wieder trockener Sultanrosinen und eine Reihe gehackter Mandeln darauf, so daß das ganze Gericht bedeckt ist, was gut schmeckt und sehr hübsch aussieht.

Gegen Fäule helfen bloß außerordentliche Reinlichkeitsmaß-nahmen, die sich auch auf Fußböden und Wände erstrecken müssen; letztere müssen frisch geweißt oder tapeziert werden, wozu der Lünche oder dem Kleister eine Abkochung von Koloquinten zugegeben werden muß. Ist diese Neuherichtung nicht möglich, so müssen alle Ritzen abgeseucht und mit gutem (Dalmatiner) In-sektenpulver eingestäubt werden. Das Gleiche gilt auch für die Betten, Fugen in Möbeln usw. Besonders dem Boden ist größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, der täglich mit Wasser unter Holz-zusatz aufzuwaschen ist.

Nachricht.

1. Rätselsprung.

ver	ka	steht	mat	die	ne	te	bei	En	sein	
be	die	ga	genb	in	lein	de	Ziel	wie	ben	
gend	es	schen	und	Sei	Wol	sei	gelt	ben	und	
sucht	San	stü	will	☞	☞	☞	Bög	kennt	von	ei
was	herz	will	Men	das	das	flü	Meer	un	Land	
dem	ihr	nicht	ne	ge	das	gelt	ber	len	deß	
al	es	te	in	wohl	weiß	und	so	und	ge	
E	freu	lei	oft	ment	sehr	ü	flü	je	sie	

2. Kettenrätsel.

a an as da des di ga gan go ka ki ko la mi mis mon na ni
o ran ri sa sou su ta ta ti ve ya.

Aus diesen 30 Silben ist eine Kette von 15 dreifilbigen Wörtern zu bilden, bei denen die Anfangsilbe jedes Wortes mit der Endsilbe des vorausgehenden übereinstimmt. Die Endsilbe des letzten Wortes ist gleich die Anfangsilbe des ersten. Die Wörter bezeichnen: 1. eine Vorhalle, 2. einen Staat der Vereinigten Staaten Nordamerikas, 3. eine Stadt auf Formosa, 4. eine Stadt im südlichen Rußland, 5. eine griechische Insel, 6. einen Nebenfluß des Mississippi, 7. eine Stadt in Italien, 8. einen athenischen Feldherrn, 9. eine Stadt am Nil, 10. ein Metall, 11. einen Staat der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 12. eine Stadt in Japan, 13. eine Waffe, 14. eine Stadt an der spanischen Mittelmeerküste, 15. eine in Mittelamerika heimische Pflanze.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Kritik gewagt ist halb gewonnen.
2. Wuppertal, Escorial, Romanze, Sambesi, Ebenalp, Honorius, Schweizer, Nive, Jussitiv, Sempach, Tehuantepec, Uffu. — Versetzen ist auch verspielt.
3. Prozeß.

Lustiges.

Geschäftsgeist.

Im Restaurant.

Wirt (zu einem eingetretenen besser gekleideten Gast, der am letzten Tische Platz nimmt): „Bitte, nehmen Sie doch gefälligst Platz am Herrentische.“

Gast: „Sehr freundlich, ich werde jedoch in der Regel herausgeworfen, da haben Sie von hier aus dann keine so große Mühe mehr mit mir.“

Auch ein Grund.

„Ah, Herr Leutnant sind auch Raucher geworden?“

„Natürlich! Würde ja sonst nicht, was ich mit diversen Zigarrenetuis anfangen soll, die ich von den Damen zu Geburtstags tag bekomme!“

Berschnappt.

„Mein Geschäft geht schlecht — seit vielen Jahren zahl ich nur drauf!“

„Nu, warum geben Sie s nicht auf?“

„Wobon soll ich denn leben?“

Die besorgte Tante.

Vater zu seinem Söhnchen, das längere Zeit auf Besuch bei der Tante war: „Nun, Fritz, wie hat es Dir bei Tante gefallen?“

Fritz: „Gut, sie war sehr besorgt um mich — alle Tage frug sie mich, ob ich noch kein Heimweh habe!“



Herr: „Darf ich Ihnen vielleicht meinen Schirm anbieten, gnädiges Fräulein?“

Trödlerstochter: „Was wollen Sie denn vor das alte Ding haben?“

Ein Bachvogel.

„Meher! Meher!“ brüllt es unermüdet, während der Zug einfährt. Ein Herr steckt endlich neugierig den Kopf zum Fenster hinaus und — er hält eine Ohr-seige. Jammernd beklagt er sich beim Bahnhofsinспекtor. Dieser fragt ganz gelassen: „Heißen Sie denn Meher?“ — „Gott bewahre, nein!“ — „Ja nun, dann geht die ganze Sache Sie doch gar nichts an!“

Die Nachhilfe.

A.: „Aber, Herr Nachbar, warum schlagen Sie denn Ihre Tochter so sehr?“

B.: „Ja, das dumme Ding kann sich den Studenten da drüben am Fenster nicht aus dem Kopfe schlagen, nun helfe ich ihr ein wenig nach.“

In teuer.

Ein Bauer hatte fast sein ganzes Vermögen zur Erziehung seines Sohnes aufgeopfert, und als er sah, daß er nichts dafür gelernt hatte, seufzte er: „Ach, wieviel Mühe habe ich für diesen einzigen Ochsen hingegeben.“

Raffinierte Eitelkeit.

„Mein Fräulein, was darf ich Ihnen einschenken, wünschen Sie Rheinwein oder Bordeaux?“

„Ich bitte um Rheinwein, Bordeaux paßt unbedingt nicht zu meiner Toilette.“